

azw's Website Newsletter von 2016

Januar 2016

Diese Ausstellung wollte ich keinesfalls verpassen: Die Retrospektive Michael Buthe (1944-1994) in Luzern. Zunächst war es einfach wunderbar, nach den vielen (durchaus wichtigen) Jahresausstellungen von Bern bis St. Gallen wieder eine bedeutende Einzelausstellung zu sehen, ein ganzes Kunst-Leben zu durchwandern. Was haben wir doch in den 1980ern für Buthe geschwärmt! Der deutsche Künstler stellte regelmässig in Bern aus und wurde für uns zum Inbegriff des Ich-Künstlers,



der Gott und die Welt, Asien, Afrika und die Schweiz in ein goldenes Universum zu verdichten wusste. Mit seinem sinnlichen Gefühl für Materialien, seiner Fabulierlust und seinem zeichnerischen Flair konnten auch wir Frauen uns identifizieren.

Begonnen hatte es damit, dass Harald Szeemann Buthe zu den Attitüden-Ausstellung einlud (1969) und danach auch an die Documenta 1972, was wiederum von Jean-Christoph Ammann in Luzern und Toni Gerber in Bern

aufgenommen wurde und Buthe zeitweise (beinahe) zu einem Schweizer Künstler machte.

Würde die Ausstellung diesen Geist wiederbeleben können? Leider ist die Antwort: Nein, oder eher, „Jein“. Da sind sie zwar, die goldenen Engel, die indischen Pferddecke, die Wachs-Sonnen, die rauschhaften Material-Collagen, die von imaginierten Welten erzählenden Zeichnungen/Briefe. Und es ist gewinnbringend, dass auch die sich an der Minimal Art reibenden, wild zerschnittenen Stoffarbeiten der späten 1960er-Jahre gezeigt werden. Richtig ist auch, nicht nur das Frühwerk (bis Ende 70er-Jahre) zu zeigen, sondern einige späte Werke/Installationen, auch

wenn letztere nur selten denselben poetischen Zauber verströmen wie das Frühwerk. Wohl weil sie zum Teil in einem Performance-Kontext geschaffen wurden und dieser jetzt fehlt. Buthe lebte ab 1982 in einer Künstlerkolonie in Köln, wo er mehrere Performances inszenierte. Der gesamten Ausstellung fehlt irgendwie der Künstler – da sind keine Foto-Projektionen, keine Dokumentarfilme, keine Leitsätze, die den Exzentriker „auferstehen“ lassen würden. Man zeigt stattdessen sec Werk neben Werk. Das ist nicht wenig, aber nicht mehr zeitgemäss in einem Museumsumfeld, das alles daran setzen muss, die Kunst, die gezeigt wird, auch zu vermitteln. Es mag sein, dass der Hintergrund dazu die Zusammenarbeit mit den Museen von Gent und Düsseldorf ist. Buthe wurde in Deutschland möglicherweise zu oft als „Paradiesvogel“ gezeigt, sodass aus Sicht der KuratorInnen jetzt eine Entschlackung angesagt war. Für die Schweiz, die Buthe in den letzten 20 Jahren weitgehend aus den Augen verlor hat, wäre ein anderer Ansatz erfolgversprechender gewesen. Die für Luzern von Michael Stahlhut kuratierte Ausstellung dauert noch bis zum 31. Januar 2016.

Februar/März 2016

Zunächst ein Hinweis in eigener Sache: Nicht alle Browser funktionieren identisch. Es kann vereinzelt vorkommen, dass Texte auf dieser Website im Such-Verzeichnis aufscheinen, aber den Link verweigern. Wenn ja, am besten einen anderen Browser aufrufen (z.B. Firefox statt Safari). – Gerne weise ich auch darauf hin, dass in den letzten Wochen zahlreiche neu/alte Texte hochgeladen wurden. Stichwörter: Neuenburg, Nidau, Oberwil, Olten, Meisterschwanden, Moutier, München, Paris und mehr. Aktuell: Eine Ausstellung besonderer Art beherbergt ab 27. Februar das Neue Museum Biel: „Habalukke – Schätze einer vergessenen Zivilisation“.

weil sie Kunst zu einer verbindet und künstlerische Realität, aber und museale hinterfragt. um die Kultur der



aussergewöhnlich und Archäologie „Realen Fiktion“ damit Fantasie und auch Archäologie Inszenierung Konkret geht es Präsentation der „Habalukke“ –

einer mutterrechtlich organisierten, stein- respektive bronzezeitlichen Epoche auf der Insel Sehnah in der Ägäis. Diese wurde 1902 vom Alter Ego des Berner Künstlers Hansueli Siegenthaler, dem Solothurner Gymnasiallehrer und Liebhaber-Archäologen Walter Affolter (1878-1964), entdeckt und in ausgedehnten Grabungen ans Licht gebracht. Die Artefakte – insbesondere eine enorme Zahl an weiblichen Statuetten – wie auch die ganze Infrastruktur der Republik Sehnah (bis hin zur Landeshymne), schuf freilich HUS zwischen 1976 und 2015. – Reale Fiktionen gibt es in der Kunst immer wieder – in der Schweiz am bekanntesten sind wohl die „Ingold Airlines“, die denn – folgerichtig – den Transport des Ausstellungsgutes von Sehnah nach Biel übernahmen.

Ähnlich wie wir um die Fiktion der Geschichte eines Romans wissen und die literarische Welt doch als „real“ erleben, so sehr lassen wir uns auch hier verführen; ignorieren und tauchen fasziniert ein. Umsomehr als die Kuratorin (Ludivine Marquis) und ihre Mitarbeitenden sich von HUS anstecken liessen und in Zusammenarbeit mit dem Künstler die „Reale Fiktion“ noch um einige Drehungen steigerten und eine inspirierte, fantasievolle, ideenreiche Inszenierung schufen. Dazu gehört u.a. die Freundschaft von Walter Affolter mit dem Seeländer Pfahlbausammler Carl Irlet (1879-1953) – präsentiert in Form von Korrespondenz, aber auch einer Dia-Schau, welche Aufnahmen Pfarrer Irlets von seiner Reise ins „heilige Land“ (1925) zeigen und so die Epoche von Affolters Reisen rund ums Mittelmeer evozieren. Hier versteckt sich auch der Grund für diesen Newsletter: Besagter Pfr. Dr. h.c. Carl Irlet war der Grossvater von Annelise Zvez und so schlüpfte sie für HUS in die Rolle ihres Vorfahren und antwortete Affolter auf seine freundschaftlichen Briefe von 1936/37, welche nun Bestandteil der Ausstellung sind. Der letzte Saal ist der Auflösung gewidmet – er fragt nach dem Umgang des Museums mit seiner Sammlung, nach Realität und Interpretation, ev. sogar Manipulation in verschiedenen Zeitepochen.

April 2016

Es scheint mir wesentlich im Kunstbetrieb nicht einfach nur mit zu schwimmen, sondern dann und wann Kolloquien, Tagungen, Symposien zu besuchen, um den Puls der Forschung zu Kunstthemen wahrzunehmen und damit das eigene Denken zu bereichern. Eine spannende Tagung fand 6./7. April im Aargauer Kunsthaus statt; zum Thema CH Pop Art. Klar interessierte mich das, hatte ich doch die relativ kurze

Zeitspanne der Pop Art in der Schweiz, zumindest in ihren Ausläufern, bereits aktiv miterlebt.

Advocatus diaboli war Kunstgeschichte-Professor Beat Wyss (links im Bild). Sein Votum klipp und klar: „Es gab keine Pop Art in der Schweiz“. Was sich hierzulande ab Ende der 1960er-Jahre so gebärdete, sei epigonal und entspreche nicht dem Geist der US-Pioniere (Warhol, Lichtenstein, Rauschenberg etc.). Das war starker „Tubak“ für das veranstaltende Team des Aargauer Kunsthauses (Madeleine Schuppli, Katrin Weilenmann u.a.) und die ReferentInnen, denn sie waren allesamt anderer Meinung und konnten dies anhand von Bild-Projektionen mit Werken von Max Matter, Markus Müller, Albert Siegenthaler, Peter Stämpfli, Franz Gertsch, Markus Rätz, Samuel Buri, Urs Lüthi etc. eigentlich auch beweisen. Die Kernfrage, die sich letztlich stellte, war eine chronologische,



Erica Leuba (um 1973) Modell einer Skulptur

denn richtig ist, dass die Pop Art in der Schweiz mit Verspätung aufkam, quasi eine Reaktion auf die Pop Art in den USA war. Aber sie reduzierte sich thematisch nicht auf Alltagswelt und Konsumkritik, sondern griff die Themen auf, welche in der Schweiz in den frühen 1970ern diskutiert wurden: Die Zersiedelung der Landschaft, Körper-Gefühle, Träume einer besseren Welt u.v.a.m. Und sie nutzte dazu die „popige“ Sprache einer, meist gemalten, Collagetechnik von Formen und Zeichen, die – nicht immer, aber oft – der (Schweizer) Werbewelt entnommen waren. Kurz: Pop Art war nicht ein Thema, sondern eine stilistische Sprache und ein Lebensgefühl. „Damals wollten wir alle Pop Stars werden“, sagte etwa Urs Lüthi. Insofern war die Pop Art in der Schweiz durchaus ein künstlerisches Phänomen, eines eigener Ausprägung. Die Ausstellung, für welche die Tagung den Boden bereiten wollte, wird 2017 zeigen, was Schweizer Pop Art war. – Ein trauriges Detail

zuletzt: Bei den Beispielen vermisste ich sogleich die radikal-körperlichen Polyester-Skulpturen der Aargauer Künstlerin Erika Leuba, die 1972/73 – also in der Hauptzeit des Schweizer Pop – entstanden waren und u.a. 1978 im Rathausgarten in Aarau gezeigt wurden. Nachforschungen ergaben nun, dass die Künstlerin die Skulpturen vor einigen Jahren zerstörte, weil sie ihr Lager aus finanziellen Gründen aufgeben musste und sich „nie jemand dafür interessierte“. So schade! Ein kleines Modell hat bei mir überlebt.

Mai 2016

Vor 10 Jahren habe ich zum ersten Mal an einer Sitzung der Stiftung Sciarredo mit Sitz in Lugano teilgenommen. Inzwischen bin ich seit einigen Jahren Präsidentin derselben. Warum engagiere ich mich da eigentlich?

Zur Erinnerung: Die Casa Sciarredo ist ein 1932 im Bauhaus-Stil erstellter Kubus auf einem Hügel ausserhalb der Tessiner Gemeinde Barbengo, am äussersten Zipfel der



„Collina d’Oro“. Da es das älteste „moderne“ Wohnhaus im Tessin ist, steht es unter Denkmalschutz. Seit 2000 wird es als Atelierhaus für Kulturschaffende vermietet.

So genau definieren kann man ein Engagement, das viel Arbeit ohne Lohn mit sich bringt, selten. Ich glaube ich habe im Laufe der Zeit ganz einfach eine Liebe zu diesem Ort, zu diesem Haus, zu diesem Garten, zur besonderen Energie, die

einem umfängt, wenn man ganz allein auf der Dachterrasse steht, dem Steinkauz zuhört und in die Sterne über einem schaut, entwickelt.

Und dann ist da die Geschichte des Hauses, die für weit mehr als Architektur und Kunst steht. Denn entworfen hat das „Bauhaus“ eine Winterthurerin namens Georgette Klein, die Doktor der Germanistik, Musikerin, Textilkünstlerin, Bildhauerin, Schriftstellerin, Puppenspielerin war und ein Paradebeispiel ist für viele Biographien

von Frauen des 19./20. Jahrhunderts. Sie sind gescheit, studieren gar an der Universität, bilden sich in verschiedenen Sparten der Kunst aus und sind letztlich doch „überflüssig“. Georgette Klein suchte eine Leben lang ihren Platz in der Gesellschaft, schuf ein kleines Gesamtkunstwerk und lebte letztlich doch nur in und mit sich selbst.

Als sich die Stiftung einmal in einer Krise befand, viele absprangen, stand ich auf besagter Dachterrasse und fragte mich, ob ich das scheinbar sinkende Schiff auch verlassen solle. Aber da „hörte“ ich GEO und wusste, dass ich dazu beitragen will, das Lebenswerk dieser aussergewöhnlichen Frau zu erhalten, bekannt zu machen – als Frau, die das Glück hatte später geboren zu sein und vom Aufwind der Frauenbewegung profitierte. Was wäre aus mir geworden „hinter dem Herd“? Nicht auszudenken!

Der Alltag in einer solchen Stiftung ist allerdings Knochenarbeit. Da geht es nicht nur um Forschungstexte zu Georgette Klein, wie sie auf der Homepage von Sciarredo veröffentlicht sind, nicht nur um Texte zu den künstlerischen Projekten der Artists in Residence für die Website, sondern oft ganz banal um den Hausunterhalt (bis hin zu grösseren Renovationen), um (fehlende) Finanzen, um das A-jour-Halten der dreisprachigen Website, um Jahresrechnungen und Rechenschaftsberichte, um die Vermietung, den Garten, den Empfang von Gästen usw. Nicht allein, sondern im Verbund mit dem Stiftungsrat – ohne ihn ginge das nicht – aber belastend genug nichtsdestotrotz. Warum also?

Ich weiss es nicht, tue es aber trotzdem; so wie man seine Kinder liebt, auch wenn sie einem fordern.

Dann und wann „höre“ ich das Dankeschön Georgette Kleins aus dem Off, nicke und „sage“: Gut so.

Juni 2016:

Verpasst! Verpasst! NICHT VERPASST! Verpasst! Verpasst! NICHT VERPASST!

Nicht verpasst: Marta Riniker-Radich – Manor-Preisträgerin Aargau (bis 7. Aug.)

Die 1982 in Bern Geborene ist auf einer US-Basis in Panama aufgewachsen, studierte in Genf und blieb daselbst. Schon mehrfach fiel sie mir durch exakteste Abbild-Zeichnungen auf, zuletzt beim Vordemberge-Gildewart-Wettbewerb in Biel; jede Menge Schwerter, aus mehreren Jahrhunderten, in Vitrinen. Dazu die fiktive

Geschichte eines Bruders, der diese sammelte. Und jetzt in Aarau eine Installation, die anhand der Kellog (Erfinder der trendiger Körper-Doku-Fiktionen sind Texte, Objekte, Ensemble gut ausserordentlich sind



Gesundheits-lehre von Dr. Cornflakes) die Ideale Kultur von heute thematisiert. fast schon Mainstream. Videos, Zeichnungen. Als konzipiert, aber eigentlich nur die geradezu

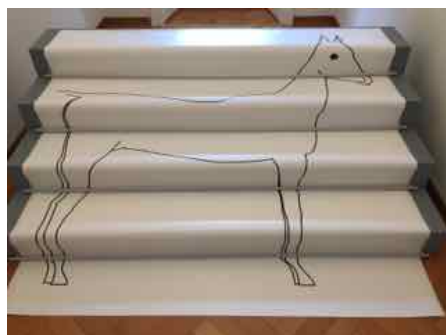
magischen Farbstift-Zeichnungen funktionaler Körperorgane. – **Nicht verpasst:**

Le „**Joli mois de mai**“ in Biel – 50 Vernissagen mit mehr als 100 KünstlerInnen in 25 Tagen, in der Alten Krone und in der Voirie. Seit 15 Jahren! Nicht die Kunst-Qualität macht den „Jolimai“ unverzichtbar, sondern dass er Plattform für das Netzwerk Kunst Biel ist. Jede(r) kennt jede(n) und weiss, womit er/sie sich medial und inhaltlich beschäftigt. Das findet man so in keiner anderen Stadt. **Nicht**

verpasst: „Kein schöner Land?“ (Kunstraum Baden, bis Okt.): Zentral, so Kuratorin Claudia Spinelli, sei für sie darin die Frage, was die „Schönheit“ unseres Landes ausmache. Die Ausstellung zeigt sie, aber auch ihre gesellschaftliche Brüchigkeit. Mira Hartmann z.B. zeigt eine grossformatige Fotografie einer Schlauchboot-Fahrt auf einem Schweizer Fluss. Weil sie Bildern von Flüchtlingsbooten akkurat ähnelt, stockt beim Schauen der Atem. Auch die an eine Lamellenstore erinnernde, semitransparente Papierarbeit von Ursula Rutishauser ist ambivalent, entpuppen sich doch die feinen Zwischenräume als „Stacheldraht“. In Lena Maria Thürings Video überlagern sich multikulturelle Lebens-Erinnerungen junger Frauen mit einer gemeinsam getanzten Choreographie. Top! Grenzwertig ist hingegen das Video eines Mannes mit Tourette Syndrom, der die Uno-Charta der Menschenrechte zu lesen versucht. Interessant: Die Künstlerinnen dominieren. Das Konzept gefällt, wirkt aber etwas allzu zusammengewürfelt. **Nicht verpasst:**

Dimensione Disegno (Villa dei Cedri, Bellinzona, bis 7. Aug.). Die Ausstellung

versucht die weiten, Estermanns auf oder in René Zur Zeichen-Lang/Baumann alles ist spannend.



Zeichnung in den Raum zu eindrücklich z.B. in Robert einer Treppe „liegendem“ Pferd Savarys Körper-Landschaft. Skulptur weitet das Duo das Thema. Vieles, aber nicht Interessant ist: In der

Südschweiz wird Musealität immer noch gross geschrieben; die Inszenierung ist darum für meinen Geschmack etwas zu zahm.

Es gäbe noch vieles zu beschreiben. Etwa Julia Steiners Installation in der Abteikirche von Bellelay (top), die Konzept-Kunst von Ull Hohn in der Kunsthalle Bern (durchdacht, engagiert, radikal), die Retrospektive von Ingeborg Lüscher in Solothurn (vielgestaltig, eindrücklich), HausamGerns „Öffnungszeiten“ in der Kunsthalle Luzern (geballt), Ben Vautier bei Lange&Pult in ZH (träf), Andrea Wolfensberger bei Bob Gysin usw. usw. Mehr nächsten Monat!

August 2016

Sommerzeit – Kunstpause? - Teilweise, aber auch Zeit, die Juni-Eröffnungen zu sehen! – Insbesondere die Manifesta. Sie ist durch die verzweigte Struktur und die vielen Events primär ein Zürcher Kunst Hype. Highlight für Auswärtige ist der Pavillon am See mit den Filmen der

von Künstlern und

Denn da entsteht Kreatives ungewohnten Dialog; da ein Uhrmacher und ein US-konstruieren nicht eine (wie geplant), sondern eine



Begegnungen Berufstätigen. aus einem begegnen sich Künstler und Kuckucks-Uhr komplexe Welt-

Uhr und ein Bahnhofstrassen-Luxusuhren-Laden öffnet seine Räume dafür. Top! Es gibt auch Schwächeres: Die von einer US-Künstlerin initiierte psychotherapeutische Gruppen-Sitzung mit einem Zürcher Psychiater und 21 Probanden verpufft als Video-Doku, da ungeeignet für eine Ausstellung. Auch Michel Houellebecqs visualisierter Gesundheitscheck in der Hirslanden-Klinik ist mehr ein Ego-Trip als Kunst (oder gar Missbrauch von Kulturgeldern zu eigenen Zwecken?). – Viel diskutiert und meist unter „igitt“ abqualifiziert wurde die aus gepressten Fäkalien-Quadern bestehende Installation von Mike Bouchet – doch Fact ist: Man erinnert sich daran und es wurde ein Thema in die Öffentlichkeit geholt, das da haptisch wohl noch gar nie war. Top. Der historische Teil – eine Präsentation von Werken, die sich früher schon mit dem Thema „What people do for money“ – vermag nicht wirklich zu zünden, obwohl es an sich richtig ist, das Thema nicht als „neu“ zu „verkaufen“.

Nuir noch bis 28. August dauert die Ausstellung der in Berlin lebenden Tina Schulz (geb. 1975) im Centre Pasquart in Biel. Sie hat einen schweren Stand. Erstens findet sie parallel zu einer an sich gut konzipierten, jedoch klar regional

ausgerichteten Sammlungsausstellung statt. Zweitens ist Tina Schulz in der Schweiz gänzlich unbekannt und auch in Deutschland kein Star. Drittens ist die Thematik der „Archäologie des Gedächtnisses“ keineswegs neu und die Umsetzung weder spektakulär noch emotional verführerisch. Das sind enorme Hürden auf dem Weg zu einem offenen und interessierten Publikum. Wer sie indes beiseite schiebt, wird belohnt durch ein äusserst seriös erarbeitetes künstlerisches Werk, das sowohl konzeptuell wie in der medialen Umsetzung sitzt. Der rote Faden – die Frage, was aus der Vergangenheit bis ins heute wirkt – wird durch Mitdenken fassbar, egal ob Schulz Text- und Bildmontagen, Zeichnungen, Malerei oder Skulptur zeigt. In der



Salle Poma zeigt sie Architekturfragmente, die je nach Seh-Lust der Betrachtenden aufsteigen oder im Boden versinken. Die Gleichzeitigkeit ist ein schönes Beispiel für unsere stete Hirntätigkeit. Highlight ist aber ein dicht bestückter Raum mit Zeichnungen, die das Medium durch auftragen, abwaschen, beschichten und ev. wieder ausradieren zu einer analogen Gleichzeitigkeit führen. Die Motive beziehen sich auf Kunstgeschichtliches – Schulz hat sich im Studium intensiv mit Bruce Naumann beschäftigt – auf Persönliches aus der Kindheit, auf eigene, frühere Werke, auf Fundstücke (oft mit

Architekturcharakter) u.v.a.m. – Interessant sind aber z. B. auch Relikte aus der Zeit der alten Griechen in Kombination mit philosophischen Statements (die ja oft auf altgriechischem Denken beruhen!).

Ebenfalls nur noch bis zum 28. August läuft die Ausstellung „Point(s) de vue“ in Moutier mit Werken von Didier Rittener, Ruedy Schwyn, Judith Albert und Jean-Daniel Berclaz. Sie gehört nicht zu den 5-Stern-Themen-Ausstellungen des Sommers, wird mir jedoch insbesondere durch ein Video von Judith Albert in Erinnerung bleiben: Es zeigt einen in blau und schattig-dunkel getauchten, einsamen Meeresstrand mit einer wandernden Frauenfigur. In der digitalen Bearbeitung ist ein Papier darüber gelegt, das eine unsichtbare Hand Streifen um Streifen zerreisst und dadurch(scheinbar) Wellen, Felsen, Höhlen schafft, die Figur mitnimmt bis darunter wieder die „reale“ erscheint; ein ständiges Verändern und doch am Ort bleiben. Top! Ruedy Schwyns Podeste mit verschiedenen Blickwinkeln ist etwas didaktisch geraten und Berclaz' „Schützenstand“ etwas zu theoretisch, doch Didier Rittener



zeigt mit einem Raum mit Zeichnungen und einer Verdichtung verschiedener Ansichten zu einer „Grand Vue“ das Thema, wie es seiner Arbeitsweise auch ausserhalb der Ausstellung entspricht; das gefällt. Bild: Selfie azw mit Zeichnung von Didier Rittener im Musée des Beaux Arts in Moutier.

September/Oktober 2016

Norwegen. Kunst. Was kommt uns MitteleuropäerInnen da primär in den Sinn? Edward Munch natürlich. Kein Museum, das nicht einen oder mehrere Munch-Säle hat. Die NorwegerInnen sind stolz auf ihn, so wie sie ihre bedeutenden Persönlichkeiten (ganz im Gegensatz zur Schweiz) ganz allgemein hoch halten. Wer sonst? Edward Grieg, Henrik Ibsen... aber das waren keine bildenden Künstler. Tatsächlich ist die Präsenz Norwegens in der zeitgenössischen Kunstszene nicht gross. Ingar Dragset vom Duo Elmgreen/Dragset ist ein Trondheimer (*1969). Zur Erinnerung: In der Dogana in Venedig gibt es ein Sprungbrett ins Niemandsland – das ist von Elmgreen/Dragset. Hinweise auf das Duo habe ich auf meiner Norwegen-Reise indes nicht entdeckt. Furore machte Camille Norment (*1970) mit ihrer Klang-Raum-Skulptur im norwegischen Pavillon an der Biennale Venedig 2015. Sie ist eine Afro-Amerikanerin mit Sitz in Oslo und sagt: „Ich bin glücklich in diesem Land wie nie in Amerika zuvor!“. Vielleicht nicht zuletzt weil das Crossover von Medien und Stilen (z.B. Einbezug der Volksmusik) in Norwegen sehr intensiv gepflegt wird (hier: Musik, Komposition, Performance, Skulptur). In jüngerer Zeit taucht (auch in der Schweiz) der Name „Ida Ekblad“ (*1980 in Oslo) auf. 2013 war die Bild- und Objektkünstlerin in der Ausstellung „Revolution“ im Kunstmuseum Luzern vertreten, wobei „Revolution“ in ihrem Fall vermutlich die Kombination von klassischer



Harriet Backer (1845 – 1932)

Skulptur und Trash-Materialien meint. Im zeitgenössischsten, internationalen Kunstmuseum in Norwegen – dem privaten Astrup Fearnley Museum an der neu überbauten Strandpromenade in Oslo – habe ich immerhin eine Collage und eine Malerei von ihr entdeckt.

Entdeckungen müssen nicht zwingend zeitgenössisch sein. So ist denn eine der bleibendsten Kunst-Erinnerungen meiner kürzlichen Norwegen-Reise ein kleines Bild der norwegischen Malerin Harriet Backer (1845-1932), die in der in Bergen ausgestellten Sammlung Rasmus Meyers (1858-1916) erstaunlich breit vertreten ist.



In unserer global vernetzten Welt, kann es aber auch sein, dass man zufällig auf eine Ausstellung stösst, die mit dem Land, das man bereist, nichts zu tun hat. So geschehen in der Kunsthalle Bergen, wo unter dem Themen-Titel „Adhesive Products“ Arbeiten von sechs Künstlerinnen gezeigt wurden. Darunter mehrere der in der Schweiz viel zu wenig bekannten Pionierin der amerikanischen Kunst von Frauen, Lynda Benglis (*1941 Louisiana, lebt in NY), deren körper-, hautartige Fliess-Skulpturen (Latex/Polyurethan, ab ca. 1968) in natura noch viel eindrücklicher sind als in Bildform.

November 2016



Landauf, landab sind Sparmassnahmen im Kulturbereich in Diskussion. Kein Wunder wenn (wie in der Stadt Bern aktuell) Rechtsausser-Politiker wahlkämpferisch postulieren: „Kultur ist keine Staatsaufgabe, alle Subventionen streichen“. Da schüttelt es einem! Eine Stadt ohne Kultur ist eine Stadt ohne Bildung. Dass man nicht ausgeben kann, was man nicht hat, ist klar – aber man behalte das Wesentliche im Fokus, bitte!

Gut, lässt sich die Kultur (noch) nicht unterkriegen und ist die Schweiz kulturell nach wie vor ein Schlaraffenland. Da ich Themenausstellungen liebe,

besuchte ich am 4. Okt. „Zeit verstreichen“ im KM Solothurn, kuratiert von Patricia

Bieder. Aufschlussreich ist, dass PB die Titel-Arbeit von Claudia Kübler (*1983 in ZH) an einer Jahresausstellung in LU (2013) entdeckte, wo sich die Uhr, deren Zeiger so lange schwarze Farbe verstreichen bis keine mehr da ist, auch mir als Highlight einprägte. Wer sagt da Jahresausstellungen seien „für d’Füchs“? „Zeit“ ist ein (zu?) vielbespieltes Feld, aktuell. PB betonte primär das Gewährwerden von Zeit als Ausdehnung: In Peter Dreher’s täglich gemalten Wassergläsern als Repetition resp. Aus-Dauer; in Ursula Müllers Foto-Porträt Ihrer Grossmutter anhand der nach ihrem Tod in der Wohnung verbliebenen Dinge als Lebenszeit; in David Claerbouts stimmigem Slow-Motion Video „Long Goodby“ als emotional verdichtete Erinnerung. Summa summarum: Subtil, still, verinnerlicht - aber etwas mehr „Saft“ hätte gut getan. – Gleichzeitig im Kabinett des KM SO: Iris Hutegger (*1964 A – Basel) und Alice Bailly (Genf 1872-1938). Dass die eine u.a. „tableaux laine“ genäht hat, die andere u.a. Landschaftsfotos mit der Nähmaschine „bemalt“, reicht leider nicht für ein inneren Dialog der beiden sehr verschiedenen Frauen. So markiert die A. einzig die an sich hoch erfreuliche Neubeachtung der Textilkunst. -

Nicht verpassen wollte ich Rudy Decelière (* 1979 Genf) in Olten; zu viele poetisch-sinnliche, meist audio-visuelle Installationen hatte ich schon gesehen – in Biel, in Bex, in Bellelay, in Bern...Im Vergleich zeigte sich Olten sehr, sehr zurückhaltend.



Zwar ist da weiterhin das faszinierende Moment, dass Kupfer Strom leitet, subtilste Klänge – wie jene von Eukalyptus-Blättern auf sich drehenden Schallplatten – in gezielten Raum-Rhythmen hörbar macht, in Olten so leise freilich, dass nicht mit Fledermaus-Ohren Ausgestattete auf den Boden knien müssen, um das „Konzert“ zu hören; auch für Menschen ohne Knie-Arthrose etwas „hemmschwellig“. Es kommt hinzu, dass im Moment etwas viele

Grammophone in der Kunst aufscheinen – bei Decelière in Olten, bei Katie Patterson in Biel, bei Saskia Edens (wunderbar!) in Bern, bei Strotter Inst. sowieso, und, und, und... So muss ich gestehen, dass ich bei Decelière nun wohl etwas Pause einlegen muss. (Anmerkung: Das ist nichts Aussergewöhnliches bei Viel-Kunst-Gängerinnen).

Am 16. Okt. schaffe ich es endlich in die A. „Die Kräfte hinter den Formen“ – Erdgeschichte, Materie, Prozess in der zeitgenössischen Kunst“ im Kunstmuseum Thun - eine international angelegte Ausstellung mit guten und auch etwas weniger

signifikanten Arbeiten. Highlight sind für mich nicht die zwei Marmorbrocken von Giuseppe Penone (I) – der eine original, der andere eine Skulptur – sondern die „Library“ von Ilana Halperin (*1973 Glasgow), in welcher sie mit einem Laserstift kleine Gravuren auf selbst gesammelte 800 Mio Jahre alte Glimmersteine anbringt. Dass George Steinmann (CH) nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. In „From-To-Beyond“ (1995-



97) befasst er sich mit der Metallgewinnung in der Arktis. Visuelle Anziehungspunkte sind jedoch nicht Steinmanns Forschungsarbeit, sondern die Vitrine von Julian Charrière (* 1988 Lausanne), der unter dem Titel „Tropisme“ wärmebedürftige, exotische Pflanzen in einer Eis-Landschaft präsentiert! (Mit Strom ab Steckdose!) und dann natürlich auch die zuvor bereits Im Pasquart in Biel präsentierte Installation mit schäumenden Tee- und anderen Chromstahl-Kannen von Roger Hiorns (*1975 London).

Einen ganz persönlichen Akzent setzte in den letzten Wochen das 40-Jahr-Jubiläum der Galerie Elisabeth Staffelbach in der Stiftung M. und A. Rüegg in Zürich – verbinden mich doch 40 Jahre Freundschaft mit der Galeristin (Vgl. die unter Texte hochgeladene Vernissage-Ansprache).

Bildlegenden: „Zeit verstreichen“, Video von Claudia Kübler in Solothurn. – Installation Rudy Decelière, Olten. – Ausschnitte aus Library von Ilana Halperin in Thun. Fotos: azw